

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 12 (1918)
Heft: 12

Artikel: Geld und Arbeit [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-922758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit der Arbeitssteilung einverstanden und folgt bedächtig! Auf der andern Seite schwinge ich mich schaudernd vor Kälte hinauf und sprengt weiter, bald Galopp, bald Trab, bald Schritt.

Wenn ich nur den Weg nicht verfehle, denn sehen kann ich außer dem Kopf des Rosses buchstäblich nichts: es ist, als läge einem ein schwarzwollenes Tuch auf den Augen, und von dem angestrengten Sehen, womit man die Finsternis vor sich ergründen möchte, tun einem die Augen weh. Wenn ich um ein wenig vom Wege abirre, kann ich zehn Faden vom Dorf vorüberreiten und die Nacht in der Steppe zu bringen. Das erste Weihnachtsfest in der Ehe, in der Ferne, in der Steppe. Kälte, unwirtliche Ferne, böse, öde Steppe, und allein, allein!

Vorwärts Rapp'! Was denkst du? Vorwärts doch!

Ein Bündhölzchen flammt auf; ich heuge mich herab und fahre zusammen: unter meines Pferdes Hufn ist kein schwarzer Weg, sondern das abgestorben Gras der Weidessteppe. Also verirrt! Was tun?

Ich halte still und der Rapp' hebt den Kopf und so spähen wir beide ein paar Sekunden lang hinaus in die schwarze Nacht.

Da — was ist das? Vielleicht hundert Faden rechts von mir klingt deutlich Glockenton! Weit und breit gibt's keine andere Kirche als unsere, das muß unsere Glocke sein. Richtig, es ist die kleinere, ich hör's am höheren, scharfen Klang.

Herum Rapp'! und vorwärts!

Eine Viertelstunde später stand ich im hell erleuchteten Gotteshause, das bis auf den letzten Platz besetzt war, — und erzählte den Kindern, klein und groß, alt und jung, von der Weihnachtsglocken Macht! Was diese Weihnachtsglocke für Klang hat an dem Sterbebette, von dem ich kam, wie sie mich zurechtgewiesen in der Steppennacht und wie sie hineinklingen muß in jede Verirrung, in jede Nacht, in jedes Leid!

Abends aber, als die beschenkten Schulkinder alle glücklich weggezogen waren, die frostigen Händchen über ihren Päckchen und Schächtelchen gefaltet und diese so auf der Brust festgehalten, saß ich mit meinem Weib am kleinen Wachholderbäumchen, unter dem das noch ungeöffnete, auch erst abends eingetroffene Paket aus der Heimat lag, und feierten glücklich unser erstes Weihnachtsfest in der Fremde und sprachen von dem Weihnachtstritt in der Steppe!

Zur Belehrung

Geld und Arbeit. (Schluß.)

IV. Woher hat das Geld denn seine große Macht, und warum sollte es sie nicht haben?

Da könnte ich eigentlich aus einem Buche über Wirtschaftslehre einige Sätze abschreiben. Aber das würde nichts nützen; es wäre unverständlich und wir kämen nicht zur Antwort auf meine erste Frage. Wir müssen uns das Geld noch etwas näher ansehen und bald werden wir die Antwort finden.

Wir haben früher gesehen, daß das Geld unbedingt nötig ist, sobald nicht jedermann sich seine Lebensmittel (dazu gehören nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch die Wohnung, die Möbel, die Kleider) selbst herstellen kann. Der Bureaubeamte kann von seinen geschriebenen Seiten, Briefen und Rechnungen ebenso wenig leben, wie der Schustergeselle von den Sohlen, die er fertigt hat. Der Lokomotivführer und der Konditeur können von ihrem Herumfahren und Kontrollieren der Maschine und der Billets ebenso wenig leben, wie der Fabrikant von seinem Schuppen voll Seidenbänder. Alle müssen für ihre Arbeitserfolge etwas haben, womit sie leben können. Sie sollten also für ihre Arbeit Lebensmittel erhalten. Aber was für einen Haufen müßte da nach und nach jeder auffspeichern? Große Mengen würden so zugrunde gehen. Und übrigens: Woher sollte der Fabrikarbeiter Lebensmittel nehmen, um z. B. sein Balo einzutauschen? Nein, nein! Die größte Zahl der Menschen tauscht ihre Arbeitskraft gegen Geld aus und das Geld dann gegen Lebensmittel. Das Geld muß einfach da sein. Darum streben alle Menschen nach Geld.

Weil das Geld aber für den Pfarrer wie für den Lehrer, für den Arzt wie für den Beamten, für den Fabrikarbeiter wie für den Offizier ein Tauschmittel sein muß, so müssen alle das gleiche Geld haben. Es kann nicht jeder sein Geld haben. Der Staat muß das Geld herstellen und das Gesetz muß sagen, welches Geld gebraucht werden soll und wie es gebraucht werden dürfe. Das ist das Geldmonopol* des Staates!

* Monopol = Alleinverkauf, Alleinhandel.

Das Geld wird auch vom Staate fabriziert, gerade so, wie irgend eine Ware, z. B. wie die Schuhe fabriziert werden. Es gibt eine eidgenössische Geldfabrik, die Münz in Bern und die Banknotendruckerei in Zürich. Das Geld ist also eine Fabrikware, wie die Schuhnägel und Nähmaschinen auch. Auf ein Stück Metall wird gestanzt: 20 Rappen, auf ein anderes 50 Rappen, wieder auf ein anderes 2 Franken oder 5 Franken usw. Wenn du glaubst, daß das Stück Metall, das du da bekommst, wirklich 10 Rappen oder 1 Franken wert sei, so probiere einmal! Schlage mit einem Hammer so ein Stück Geld breit, daß man nichts mehr vom Bild darauf bemerkt. Dann gehe zum Metallhändler, zum Goldschmied oder Silberarbeiter und frage ihn, ob er dir noch soviel dafür geben wolle, wie vorher daraufgestanzt war. Glaubst du, er wird dir soviel geben? Ich glaube es nicht!

Diese lieben, kleinen und großen, runden Metallplättlein sind nicht deshalb so viel wert, weil sie so und so viel Metall enthalten und weil sie diese oder jene Prägung tragen. Nein, diese Geldstücklein gelten so viel, weil das Geldgesetz vorschreibt, daß jedermann sie so hoch schätzen müsse. Es kann einer lange sagen: „Ich nehme das Geld nicht an; es ist nicht soviel wert wie die Prägung sagt!“ Er bekommt kein anderes, es wird wegen ihm kein anderes gemacht. Er muß es annehmen, sonst hat er gar nichts und er muß ja doch Geld haben, um zu leben. Das Gesetz schützt das Geld, darum hat es eine solche Macht.

Soweit ist alles in der Ordnung. Soweit kann es ja gar nicht anders sein. Aber etwas ist nicht in der Ordnung, nämlich, daß ein 50 oder 60-jähriges Geldstück immer noch gleichviel wert ist wie ein ganz neues, das gerade aus der Münz kommt. Das ist ein Vorrecht des Geldes, das es nicht verdient. Wegen dieses Vorrechts wird das Geld mehr als jede andere Ware geachtet. Denn: Ein Paar Schuhe, das auch nur ein einziges Mal getragen wurde, wird von niemand mehr zum Einkaufspreis angenommen. Die Schuhe verlieren täglich von ihrem Wert. Ein Möbel, das auch nur zur Zierde in einem Logis gestanden ist, wird von niemand mehr zum Ladenpreis angenommen. Alle, alle Waren verlieren rasch von ihrem Wert durch den Gebrauch, Lebensmittel, wie Obst, Kartoffeln usw. verderben, nur das Geld, das auch eine Ware ist, bleibt immer gleich

im Wert. Darum wird es zusammengespart, zusammengecharrt, zu Millionen aufgespeichert. Es verliert ja nicht an Wert. Viele Leute haben gedacht: „Eigentlich haben alle Waren, auch die Lebensmittel, das Recht, wie das Geld. Man kann sie auch hamstern, man kann mit ihnen auch Gewinn erpressen, wie mit dem Geld.“ Aber die Lebensmittelhamsterei, jeder Wucher ist verboten. Nur die Geldhamsterer sind geachtete, sogar sehr angesehene Leute. Auch für das Geld sollte das Gesetz lauten: „Wer über seinen Bedarf hinaus Geld hamstert, der wird bestraft.“ Dann würden solche Geldkästen gerne ausrücken und ihren Überfluss denjenigen zur Verfügung stellen, die in Not geraten sind, oder mit dem Geld etwas Nützliches gründen für die Mitmenschen, ohne auf Gewinn zu spekulieren.

Wer seinem Nachbar eine Hand voll Nägel entlehnt, weil er sie gerade nötig hat, aber nicht sofort kann, der sagt nicht, du mußt mir dann zwei Hände voll zurückgeben. Er ist zufrieden, wenn er bei Gelegenheit eine Hand voll zurückhält. Ein Bauer, der in seinem Keller im Frühling noch vorrätige Kartoffeln hat, sagt nicht: „O, die will ich jedenfalls behalten.“ Nein, sie würden ja immer schlechter oder würden sogar verderben. Der Bauer gibt sie deshalb gerne einem Nachbar, der gerade zuwenig hat und nicht gerne kaufen will. Er sagt nicht: „Du mußt mir aber dann statt zwei Säcke voll, im Herbst drei Säcke voll zurückgeben.“ Nein, er ist zufrieden, wenn er für zwei Säcke voll alte, zwei Säcke voll neue bekommt. Aber der Geldbesitzer, der ist nicht so! Der gibt kein Geld ohne Zins. Für eine Hand voll nimmt er am liebsten beide Hände voll zurück! Sonst gibt er nichts. Sonst will er es lieber in seiner Kasse verschäzen und warten, bis ihm einer aus Not gerne 5, 6, 7 oder 8 % Zins geben will. Das sollte eben nicht sein! Statt an Wert zuzunehmen, sollte das Geld an Wert verlieren, wie alle Waren.

Und nun zum Schluß noch etwas, was uns so recht zeigt, daß das Geld eine Ware ist und deshalb gleich behandelt werden sollte, wie alle Waren. Das hat der Krieg uns erst so recht gezeigt: Als der Krieg ausbrach, da kam eine große Angst über die Geldbesitzer! Sie wollten ihre Gelder in Sicherheit bringen. Deshalb rannten sie auf die Kassen und Banken und forderten das Geld zurück. Denkt an den Sturm auf die Ersparniskasse Bern. Die Kassen konnten den Unternehmern nicht mehr Geld geben, wie

vorher. Die Unternehmer konnten aber die Waren nicht von heute auf morgen verkaufen, um Geld zu haben für die Arbeitslöhne. Viele Geschäfte mußten den Betrieb einstellen. Es gab Arbeitslose, Not leidende Familien. Da mußte der Staat Geld herausgeben. In jener Zeit haben nicht nur die Munitionsfabriken, sondern auch die Banknotendruckereien sozusagen Tag und Nacht gearbeitet. Das ganze Land wurde mit Banknoten überschwemmt und die Geschäfte konnten den Betrieb wieder aufnehmen.

Dann kamen die fremden Mächte und boten durch ihre Konsuln und Botschafter und Gesandten allen denen, die Munition oder sonst wichtige Waren lieferten, die unerhörtesten Gewinne an. Da wurden die Geldhamster wieder wach. Die Gesellschaften, die durch kondensierte Milch, durch Schokolade, durch Fleischkonserven oder Munition dem Ausland beistanden, konnten unerhörte Gewinne machen. Sie mußten ihre Betriebe erweitern und bekamen Geld, sobiel sie nur wollten. Denn alle Aktionäre erhielten ja Zinse von 10—12—15—20 ja 25 %. Dazu noch Geschäftsgewinne, die ganz märchenhaft groß und schön waren. In diese Gesellschaften floß das Geld. Dort trug es mehr ein, als in Bauunternehmungen, in Krämerläden usw. Jene Kriegsgewinnler bezahlten auch sehr hohe Arbeitslöhne. Die Arbeiter wurden angelockt. Sie verließen den Bauernstand, sie verließen ihre Werkstätten, sie verließen die Bauplätze usw. Wenn die Geschäfte und Unternehmungen, die nicht auf Kriegsgewinn abstellen konnten, noch Arbeiter haben wollten, so mußten sie auch mit den Löhnen hinauf. Die Lebensmittel wurden teurer, teurer und noch einmal teurer. Denn auf den Gewinn wollte niemand verzichten!

Es werden Löhne ausbezahlt wie noch nie. Es werden Gewinne gemacht, wie noch nie. Die ganze Welt ist vom Gelde förmlich überschwemmt. Und doch herrscht Not! Und doch erscheinen jene Inserate immer wieder!! Schaut, das ist so: wenn es recht viel Obst, z. B. Kirschen, gibt, so sind sie billig. Warum? Man kann sie leicht erhalten. Man braucht nicht jedem grad zu geben, was er fordert. Ein anderer gibt sie ja gerne billiger! Die Leute fragen den Kirschen nichts nach! Das Angebot ist größer als die Nachfrage. Wenn es aber wenig Kirschen gibt, dann schätzt man sie. Dann ist man glücklich, wenn man ein Kilogramm kaufen kann. Die Nachfrage ist groß. Dann sind sie teuer. Man bezahlt, was der Händler

fordert, denn kein anderer gibt sie billiger. Grad so ist's mit dem Geld! Alle fragen daran, weil jedermann es nötig hat.

Wenn sehr viel Geld im Umlauf ist, wie jetzt, so bekommt man es leicht. Man braucht nicht viel Ware dafür zu geben. Der Käufer sagt: „Man bekommt ja nichts mehr für sein Geld.“ Wenn viel Geld umläuft, hat es wenig Kaufkraft. Dann haben wir schlechtes Geld! So ist es jetzt!

Wenn aber weniger Geld da ist, als Ware, dann ist es so, wie wenn zuviel Kirschen auf den Markt kommen. Wenn wenig Geld umläuft, so bekommt man es nicht leicht. Dann müssen die, welche Geld nötig haben, viel Ware dafür geben. Für wenig Geld bekommt man gute Ware und viel Ware. Das Geld hat dann große Kaufkraft. Dann haben wir gutes Geld! Darum wurde der Bundesrat, der Finanzdirektor Motta, ersucht, er möchte anordnen, daß die Nationalbank Banknoten einziehe und wieder einstampe! Damit weniger Geld zirkuliere, damit das Geld wieder mehr Kaufkraft erhalte. Wir wollen sehen, was geschehen wird. Daß der Zins herabgesetzt oder abgeschafft werden sollte, habe ich schon gesagt und gehe nicht näher darauf ein.

Wegen der Geldüberschwemmung (natürlich auch noch aus andern Gründen) haben wir schlechtes Geld. Man bekommt nichts mehr dafür!

Darum reichen auch die großen Arbeitslöhne nicht mehr aus, um die Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die Arbeit ernährt trotz großer Löhne nicht mehr!

Da haben wir die Antwort auf die erste Frage!

Allerlei aus der Taubstummenwelt

Zürich. Am 3. November fiel der gehörlose Johannes Rutschmann der Grippe zum Opfer, dessen Leben trotz seiner Kürze ein bewegtes und erfolgreiches war. Im zürcherischen Dörfchen Wasterkingen geboren, als einziger Sohn armer, ehrbarer Bauernleute, und im siebenten Jahre ertaut durch Gehirnerschütterung bei einem Schlittschuhlauf-Unfall, kam er leider erst mit 12 Jahren in die Taubstummenanstalt, nachdem vorher unmütze Bildungsversuche in der Volksschule angewendet worden waren. So hatte er gleich die schwere Aufgabe, Schritt zu